

«Borschtsch» «Schtschi» und Brodsky

Warum Russen und Ukrainer erst wieder lernen müssen, einander auf Augenhöhe zu begegnen. Von Olga Martynova

Das Verhältnis zwischen Russland und der Ukraine ist von komplexer Natur. Einerseits teilt man die leidvolle Geschichte des Sowjetkommunismus, andererseits werden die Russen als Täter verdammte und eigene Untaten verharmlost. Sicher ist eines: Nationalismus und Opfermythologie führen nicht weiter.

Die beiden Buchstabenmonster in der Überschrift sind die zwei Hauptsuppen der ukrainischen und der russischen Küche. Im kyrillischen Alphabet kommen sie jeweils mit nur vier und zwei Buchstaben aus. Die Russen kennen zwar den Ausdruck «ukrainischer Borschtsch», zählen das Gericht aber seelenruhig zur eigenen Küche. Einmal konnte ich beobachten, wie ein russischer Lyriker vom Borschtsch schwärmte und auf die Verlegenheit eines deutschen Kollegen stiess, den kurz zuvor ein ukrainischer Autor zufälligerweise eines Besseren belehrt und die Russen als Borschtsch-Usurpatoren entlarvt hatte. Wie kurios das auch klingen mag, spiegelt dies das geistige Niveau einiger russisch-ukrainischen kulturellen Diskrepanzen.

Wem gehört der Weisskohl?

Denn einerseits sind Russen in Sachen ukrainischer Kulturangelegenheiten oft ignorant, andererseits haben sich national denkende ukrainische Intellektuelle in letzter Zeit die Idee zugelegt, die Russen hätten das ukrainische Volk seiner Kulturgeschichte beraubt. Im Nachwort zu einer Anthologie ukrainischer Lyrik («Vorwärts, ihr Kampfschildkröten», 2006) schreibt Stefaniya Ptashnyk: «Dem ukrainischen Volk, dessen Söhne seit dem Mittelalter zu bedeutenden historischen Fürsten und Kosaken-Hetmanen avancierten (Vladimir der Grosse, Jaroslaw der Weise, Bogdan Chmelnyzky, Iwan Mazepa) wurde immer wieder das Recht auf eigene Staatlichkeit abgesprochen». Vladimir der Grosse und Jaroslaw der Weise sind altrussische Fürsten aus dem 10. und 11. Jahrhundert, deren Zugehörigkeit zu einem gegenwärtigen Volk zu deklarieren unsinnig wäre. Sie repräsentierten indes den Staat namens Kiewer Russ, was niemals bezweifelt wurde. Iwan Mazepa war ein von Peter I. abtrünniger Kosakenführer, dessen Name dank den Werken von Puschkin, Byron und Tschaikowsky überlebte. Den Namen Bogdan Chmelnyzky möge man sich für das Weitere merken.

Während manch Ukrainer behauptet, die russische Sprache sei verdorbenes Ukrainisch, empfindet manch Russe das Ukrainische ungefähr so, wie man den Deutschen nachsagt, dass sie Holländisch empfinden — einfach zum Totlachen. Nachbarvölker und Nachbarsprachen eben... Ein bekannter russischer Kochkunst-Experte, Wiljam Pochljobkin, würdigte zwar auch den Borschtsch, schrieb aber eine richtige Hymne auf den Schtschi: «In der Entstehung des Schtschi spielte eine wichtige Eigenschaft des russischen Volkes eine Rolle: seine Unvoreingenommenheit, seine Toleranz. Infolge dieser Toleranz, die so notwendig eben für ein grosses Volk ist, haben die Russen den byzantinischen Weisskohl als <ih> Gemüse anerkannt». Man sieht: Wenn es um Selbstbehauptung geht, sind der Lächerlichkeit keine Grenzen gesetzt. Der Schtschi ist also ein Weisskohleintopf, während für den Borschtsch rote Bete unabdingbar ist. Übrigens ist in den altrömischen Kochbüchern ein Rote-Rüben-Eintopf zu finden, woraus leicht abzuleiten wäre, dass auch Augustus und Catull zu den Söhnen des ukrainischen Volkes gehörten...

Ein Gedicht als Zankapfel

Es gibt ein bitter-ironisches Abschiedsgedicht von Joseph Brodsky: «Auf die Unabhängigkeit der Ukraine» (1994). Die Menschen (Russen wie Ukrainer) hätten, heisst es darin, das gemeinsame Leid geteilt, aber wenn es darum geht, «am Hühnchen aus dem Borschtsch zu knabbern», zögen die Ukrainer vor, es ohne Nachbarn zu machen. Und weiter: «Na gut, auch wir kommen ohne euch zu recht, doch was die Träne aus dem Auge angeht, / Gibt es keinen Befehl, auf ein anderes Mal zu warten». Dieses Gedicht wurde zum Zankapfel. Für die einen ist es eine Enttäuschung im einst verehrten Dichter, für die anderen eine Bestätigung eigener Vorurteile. Beides ist voreilig geurteilt. Brodsky, der seit 1972 in den USA im Exil lebte, war auf keinen Fall ein Verfechter russisch-imperialer Ambitionen. Er gehörte zur Generation der Sowjet-Intellektuellen, die mit den anderen Völkern des Ostblocks nach dem Motto «Für Eure und unsere Freiheit» den kommunistischen Verbrechen gemeinsam zu widerstehen glaubten. Gewiss konnte er nichts dagegen haben, dass die ehemaligen sowjetischen Republiken zu unabhängigen Staaten wurden. Aber er war enttäuscht, dass die Euphorie



Wer genau hat den Borschtsch erfunden? Das Niveau russisch-ukrainischer kultureller Dispute bewegt sich leider nicht immer auf der höheren geistigen Ebene. – Ukrainisches Festbankett.

der Befreiung auch zur Entfesselung nationaler Egoismen führte. In seinem Gedicht hat er dieses Gefühl sehr direkt geäussert, und auch die unverarbeitete Vergangenheit aus dem Zweiten Weltkrieg angesprochen, der immer noch ein Schlüssel zur neuesten Geschichte Osteuropas darstellt.

Heute ist das dubiose Abschiedsgeschenk des Helden der Orangen Revolution von 2004, des Ex-Präsidenten Wiktor Juschtschenko, an sein undankbares Land für viele eine unangenehme Überraschung: die Erhebung des für Tausende ermordeter Juden und Polen verantwortlichen Nazi-Kollaborateurs Stephan Bandera in den Rang eines Nationalhelden. Hätte man früher bestimmte diesbezügliche Signale genauer aufgenommen, wäre man heute weniger perplex.

Die erste deutsche Schwalbe der Ukraine-Mode in Buchform war die Anthologie «Zweiter Anlauf» (2004), die acht ukrainisch-sprachige Autoren aus der Ukraine präsentiert, darunter so interessante wie Halina Petrosanjak oder Oksana Sabuschko. Aber auch eine Erzählung von Mykola Rjabtschuk findet sich, deren Ich-Erzähler ignoranten Juden einiges klar zu machen versucht: «Vergeblich versuchte ich zu erklären, dass Bandera keine Pogrome angezettelt hat, (...) dass die Wertschätzung der Ukrainer für Chmelnyzky nicht auf Pogromen beruht». Chmelnyzky, der Kosakenführer zur Zeit der antipolnischen Aufstände im 17. Jahrhundert, war ein Judenschlächter im grossen Stil (siehe dazu den Roman «Jakob der Knecht» von Isaac Bashevis Singer). Indes: Rjabtschuks Plädoyer für Chmelnyzky und Bandera hat mit wenigen ehrenwerten Ausnahmen niemanden aufgestört.

Gewiss, Bandera lieben viele (zumeist West-) Ukrainer «nicht deswegen». Genauso absurd aber ist es, wenn man als Russe oder Georgier sagt, man schätze Stalin, aber nicht wegen des Gulag, oder wenn ein Deutscher Hitler «nicht wegen des Holocausts» schätzt. Es gibt tatsächlich solche Russen und Georgier. Und es gibt Esten und Letten, die an jährlichen Ehrungen von SS-Veteranen teilnehmen und behaupten, die baltischen SS-Leute hätten nur ihre Länder von den Kommunisten befreien wollen. Vergleichbares in den vielen ehemaligen Sowjetrepubliken ruft meist nur hilflose Proteste jüdischer Organisationen hervor. So schickte der Haupttrabbiner der Ukraine den Staatsorden zurück, als er von der Bandera-Ehrung erfuhr.

Der ganze postsowjetische Raum ist im Hinblick auf die Aufarbeitung der Geschichte problematisch. Man muss wissen, dass der sowjetische Raum einst kulturell ziemlich homogen war. Das erklärte ideologische Ziel der Kommunisten, die sozialen, religiösen und nationalen Unterschiede zu tilgen und einen neuen Menschen heranzuziehen, war beinahe erreicht. Die Sowjetmenschen sprachen noch verschiedene Sprachen, aber kulturell waren sich gebildete Russen und Ukrainer,

Georgier und --Kaschen- ziemlich-ähnlich. Vieh leicht kommt der heutige Kulturhass daher: Man will sich abgrenzen. Doch sich aus dieser Vereinheitlichung zu befreien, «den inneren Sowjetmenschen aus sich heraus zu drücken», ist nur als eine an sich selbst gerichtete Aufgabe möglich. Mit der Beschuldigung Anderer ist nichts erreicht.

Ein freier Mensch sollte fähig sein, einen kritischen Blick auf sich selbst zu werfen und nicht einfach die ganze Welt für das eigene Elend verantwortlich zu machen. «Es sind genug Bambule gemacht worden», in diesem Sinne ein weiteres Zitat aus Brodskys Gedicht, das fast unübersetzbar ist, weil es sich zwischen allen sprachlichen und stilistischen Ebenen bewegt. Brodsky spricht von der gemeinsamen Verantwortung für die Geschichte: «Nicht wir, die Kazapen [ein ukrainisches Schimpfwort für die Russen], dürfen euch des Verrats bezichtigen / Wir selber haben 70 Jahre / Mit todes-trunkenen Augen, wie von Tarzan regiert, gelebt». In einem Interview erklärt Brodsky seine Position: «Es schien mir, dass das beste Ergebnis des sowjetischen Systems gewesen sei, dass wir alle — oder viele — sich als Opfer einer furchtbaren Katastrophe fühlten und dass daraus wenn nicht Bruderschaft, dann wenigstens das Mitgefühl, Mitleid füreinander folgen würde. Ich hatte gehofft, dass bei allen Änderungen dieses Gefühl bestehen, überleben würde. Dass unsere furchtbare Erfahrung, unsere Vergangenheit die Menschen vereinen würde — wenigstens die Intellektuellen. Aber das passierte nicht. Das ist zum Heulen.»

Verpasste alte Chancen

Die Diskussion, ob die ukrainische Hungersnot der dreissiger Jahre ein Genozid an den Ukrainern war, ist im Sinne von Brodskys Gedicht und dem «Hühnchen aus dem Borschtsch» gut zu deuten. Das furchtbare Verbrechen des stalinistischen Regimes, das den Hunger provozierte, um die Bauern in die Kolchosen zu zwingen, war ein gemeinsames Elend, betraf die Russen wie auch die ukrainischen Bauern. Der Aufschrei gegen dieses Verbrechen kostete Ossip Mandelstam das Leben. Sein berühmtes «Stalin-Epigramm» war auch eine Reaktion auf diese Hungersnot, Stalin wird dort als «Bauernschlächter» bezeichnet.

«Es ist einfach so, dass Juschtschenko zu einem Symbol werden konnte, das die Nation vereinigte und konsolidierte, nach der Art, wie es 1989 Havel für die Tschechen machte, und Johannes Paul II. 1980 für die Polen: Er vertritt den seltenen (vielleicht nur in solchen Wendepunkten der Geschichte erfolgreichen!) Typ eines moralischen Politikers.» So sprach Oksana Sabuschko in der Euphorie der «Orangen Revolution». Dabei war schon damals vorauszusehen, wie gefährlich diese Euphorie war. Denn es gibt ein einfaches Gesetz, das

man nicht vergessen darf, auch wenn man Verständnis für die Übertreibungen der nach Europa orientierten Bewegung zeigt: Mit Nationalismus und irrationalen Mythologien gelangt man niemals zu Freiheit und Demokratie.

Der damalige Konkurrent von Wiktor Juschtschenko, der heutige Präsident Wiktor Janukowitsch, steht seinem Vorgänger bildungsmässig und sozial sehr nahe (wo er etwas volkstümlicher ist). Der Unterschied ist, dass Janukowitsch die andere Regionen des Landes vertritt — den industriellen, meist russischsprachigen Osten, der unter der kulturellen Vernachlässigung der Juschtschenko-Jahre stark gelitten hat. Vorübergehend amüsiert Janukowitsch die Öffentlichkeit mit seinen Sprüchen. Er verwechselt «Genfundus» und «Genozid» und nennt seine potenziellen Wähler den «besten Genozid der Nation». Er bezeichnet Anton Tschechow als einen «ukrainischen Lyriker». Nein, das war kein Versuch, Tschechow zusammen zu ukrainisieren. Und auch kein Scherz, sondern Unwissen — der neue Präsident hatte eine schwere Kindheit und eine turbulente Jugend.

Der «ukrainische Lyriker» Tschechow, der in der Tat eine ukrainische Grossmutter hatte und den Sommer gern in der Ukraine verbrachte, musste sich gegen Vorwürfe, antiukrainisch zu sein, verteidigen. «In Ihrer Erzählung lachen Sie einen Ukrainophilen aus, der <Kleinrussland vom russischen Joch> befreien will», schrieb ihm vorwurfsvoll der russische Lyriker Pljeschtschejew und bat, diese Figur zu tilgen. Tschechow erklärte, wen er damit meinte: «jene tiefsinnigen Idioten, die auf Gogol schimpfen, dass er nicht ukrainisch schrieb», strich indes dennoch diese Figur, weil ihm gesagt wurde, einer seiner ukrainischen Bekannten, den er nicht gemeint hatte, könne sich trotzdem in diesem Bild erkennen.

Neue alte Chancen

Zwischen heute und Tschechow liegt das 20. Jahrhundert mit all seiner Tragik. Das Zarenreich existiert nicht mehr. Die Westukraine, die vor dem Pakt zwischen dem Dritten Reich und der UdSSR zu Polen gehörte, und die Ostukraine, die von der grossen Hungersnot zu den südrussischen Gebieten zählte, sowie die Krim, die Nikita Chruschtschew 1954 der Ukrainischen Sowjetischen Sozialistischen Republik «geschenkt» hatte, sind nun zu einem unabhängigen Staat geworden, der sich auf der Suche nach seiner Identität befindet.

Nicht anders als vor hundert Jahren gehören Sympathie und Empathie mit den ukrainischen Kollegen zum guten Ton unter liberalen russischen Autoren. Die jungen Lyriker beider Länder, die eine im postsowjetischen Raum erstaunliche Selbstorganisationskompetenz entwickelt haben, veranstalten Festivals und übersetzen einander in ihre Sprachen. In einer Befragung der ukrainischen und russischen Autoren anlässlich der 21. Moskauer Buchmesse, wo die Ukraine der Ehrengast war, wirkten jedoch die russischen Autoren mit der ukrainischen Gegenwartsliteratur vertrauter als umgekehrt. Sie wussten auch die Namen der russischsprachigen Autoren der Ukraine zu nennen, die in der offiziellen Ukraine oft als marginale, zweitklassige, unerwünschte Erscheinung gelten.

Die russischen Kollegen zeigten Verständnis dafür, und einer sah sich sogar verpflichtet, sich für Brodskys Gedicht zu entschuldigen, weil darin behauptet wird, Puschkin wäre und bliebe auch für die Ukrainer ein wichtigerer Dichter als Taras Schewtschenko, der ukrainische Nationaldichter aus dem 19. Jahrhundert. Er entschuldigte sich für das nicht von ihm verfasste Gedicht aus genau den edelmütigen Gründen, aus denen Pljeschtschejew seine Bitte an Tschechow gerichtete hatte. Es fragt sich aber, ob es zeitgemäss ist, die Ukrainer weiter als «edle» (und letztlich unmündige) «Wilde» zu behandeln. Diese im romantischen Exotismus des 19. und im Völkerbefreiungsromantismus des 20. Jahrhunderts verwurzelte beleidigende Haltung ist für die gebildeten Schichten Russlands und des Westens gleichermaßen charakteristisch.

Es steht zu bezweifeln, dass das ewige «Verständnis-Haben» in ganz praktischem Sinn dienen kann, die Kulturbeziehung zwischen Russland und der Ukraine zu normalisieren und den unsinnigen Kampf zwischen Borschtsch und Schtschi zu beenden, oder ob er nur zur weiteren Anhäufung von Missverständnissen führt. Um es mit den Worten Brodskys aus dem bereits zitierten Interview zu sagen: «Es ist sinnlos, Menschen ändern zu wollen. Aber es ist möglich und nötig, mit dem schlechten Geschmack zu kämpfen, Menschen den Zweifel an ihren Positionen einzupflanzen — eben das ist die Aufgabe der Kunst und Literatur.»

Olga Martynova, 1962 in Dudinka (Sibirien) geboren, in Leningrad aufgewachsen, lebt als Lyrikerin und Literaturkritikerin in Frankfurt am Main. Vor kurzem ist im Grazer Droschl-Verlag ihr Roman «Sogar Papageien überleben uns» erschienen.